

**AUS DEM DUNKEL -
LESEPROBE XXL**

LEONIE HAUBRICH

Copyright © 2017 by Leonie Haubrich, auf-lose-blaetter.de

Lektorat: Marketa Görgen, <https://www.lektorat-goergen.de/>

Korrektorat: Ilka Bredemeier

Covermotive und Grafiken: © inacio pires, sun ok, Nik Merkulov, Eky Studio und Palsur - shutterstock.com

All rights reserved.

ISBN Taschenbuch: 9781973508434

Imprint: Independently published

ÜBER DAS BUCH

Ein Blutbad in einem abgelegenen Kloster. Zwei verschwundene Töchter. Und eine Mutter, die niemals aufhört zu kämpfen.

Wenn die jahrelang verschollene Tochter plötzlich ohne Erklärung mit einem Baby vor der Haustür steht –

Jetzt hält Annegret einen Säugling im Arm und Riccarda ist wieder weg. Als einige Tage später Riccardas Kleidungsstücke auf einer Rheinbrücke gefunden werden, geht die Polizei von einem Suizid aus. Annegret gibt nicht auf. Gemeinsam mit Kommissar Steffen Noack, dessen Tochter ebenfalls verschwunden ist, begibt sie sich auf die Suche. Doch je tiefer Annegret in Riccardas Geheimnis eindringt, desto mehr fürchtet sie sich vor der Wahrheit

...

Die Türklingel ging eine halbe Stunde eher als erwartet. Annegret sah kurz auf den Zettel, der auf dem Esstisch lag. Fischer war der Name der Frau, die zu einem ersten Beratungsgespräch kommen wollte; ihr verschwundener Sohn hieß Max. *Frau Fischer, Max*, wiederholte sie in Gedanken. Sie konnte sich nicht mehr erinnern, wann es angefangen hatte, dass es ihr immer schwerer fiel, sich neue Namen zu merken. Irgendwann mit Riccardas Verschwinden musste es begonnen haben, doch das spielte in der nächsten Stunde auch keine Rolle. Annegret wusste, was in Frau Fischer vorging, wie in all den anderen Müttern und Vätern, die sie in den letzten Jahren betreut hatte. Das reichte. Sie wusste es nur zu gut – auch dass es keine Worte gab, die wirklich helfen konnten, das Unfassbare zu begreifen, oder wiedergutzumachen, was geschehen war. Wenn ein Kind verschwand, war es nicht einmal ein Trost, wenn ein Verbrechen ausge-

geschlossen werden konnte. Die Gedanken der Angehörigen blieben bei den Verschwundenen – beim Duschen, beim Fernsehen, beim Essen, Arbeiten oder Autofahren. Es waren Schmerzen, die nicht endeten. Manchmal wurden sie kurzfristig schwächer, um dann – ganz unvermittelt, wenn man es nicht erwartete – wieder aufzubrechen. Annegret hatte es am eigenen Leib zu spüren bekommen. Auch mit ihrem Verein »Schattenkinder« konnte sie das Leid nicht auslöschen, aber eins war möglich: da zu sein. Zuzuhören. Sich nicht abzuwenden, auch wenn die Trauer und der Schmerz zunahmen, anstatt weniger zu werden, die Tränen zu ertragen. Sie hatte gelernt anzuerkennen, dass manches Leid bestehen blieb. Dass es schon eine Erleichterung war, wenn die Angehörigen ihre Gedanken aussprechen konnten, auch wenn es immer die gleichen Überlegungen waren, wenn sich der Kopf nur noch im Kreis drehte. Denn sie hatte den Unterschied am eigenen Leib erfahren: Was es hieß, wenn ein Gegenüber zuhörte, wirklich zuhörte, anwesend war und sich vor dem Schmerz nicht wegduckte. Es war nicht leicht, in ein Gesicht voller Qual zu blicken, ohne wegzusehen. Die meisten Zuhörer, Freunde, Verwandte, sie alle wollten in solch einer Situation häufig einfach nur, dass man so tat, als würde das Leben wieder so werden, wie es vorher gewesen war. Als würde es helfen, sich Ziele zu setzen, sich auf sich selbst zu konzentrieren und der ganze andere Quatsch. Annegret wurde wütend, wenn sie nur daran dachte.

Sie steckte den Zettel in die Hosentasche, wiederholte noch einmal die Namen, sah kurz in den Garderobenspiegel, ordnete ihre Haare und öffnete.

»Frau Fisch...« Annegrets Stimme versagte. Am Rande ihres Blickfeldes wurde es dunkel und verschwommen, Lichtpunkte tauchten auf. Ein Prickeln breitete sich ausgehend von den Händen über die Arme in den gesamten Körper aus. Sie hielt sich am Türrahmen fest.

Da stand sie: Riccarda. Mit einem Baby im Arm.

Annegret blinzelte. Alles in ihr weigerte sich zu begreifen, was gerade vor sich ging, zu häufig schon hatte sie gedacht, Riccarda zu sehen. Beim Einkaufen war sie unzählige Male auf fremde junge Frauen zugestürzt im festen Glauben, Riccarda zu sehen. Nie war es Riccarda gewesen. Sie hatte geglaubt, aus dem Stimmengemurmel heraus die Stimme zu hören, die sie mehr vermisste als alles andere auf der Welt. Zu oft war Annegret von ihren Sinnen schon getäuscht worden, als dass sie ihnen noch vorbehaltlos glauben könnte. Wenn Sehnsucht, Trauer und Leid zu groß werden, beginnen Augen und Ohren etwas vorzutäuschen – ein Phänomen, von dem sie früher nichts gewusst hatte. Aber es war so.

Sie schloss die Lider für ein paar Sekunden und öffnete sie wieder.

Nein, sie träumte nicht, die Frau an der Türschwelle war es wirklich: Riccarda. Aus der ehemals Spätpubertierenden war eine junge Frau geworden. So erwachsen! Die Gesichtszüge so viel älter, dass es Annegret schmerzte, genau hinzusehen. Riccardas Haare waren länger, sie fielen ihr in leichten Wellen bis auf die Schultern. Heller, als Annegret sie in Erinnerung hatte, und rötlicher. Aus dem früheren Mittelbraun war ein Rotblond geworden, doch am Ansatz kam die ursprüngliche Farbe zum Vorschein. Eine Brille trug Riccarda nicht mehr. Die dunklen Ringe

unter den Augen waren unübersehbar. Riccarda war abgemagert. Seitlich an ihren Handgelenken traten die Knochen wie Murmeln hervor, Sehnen zeichneten sich auf der Handoberfläche und am Hals ab. Ihr Bauch war gerundet, als wäre sie im 5. Monat schwanger.

Annegret versuchte, alles ganz genau in sich aufzunehmen, als hätte sie ein Bild vor sich, das sich jeden Moment auflösen könnte: saubere Jeans, Turnschuhe, ein grauer, gefütterter Parka mit Kunstfellbesatz und Katzenaufnähern an den Ellbogen, obwohl es noch nicht Winter war und die Sonne die Temperaturen noch einmal sommerlich werden ließ.

So oft hatte sich Annegret diesen Moment ausgemalt, ihn in Gedanken durchgespielt, was sie sagen würde, was Riccarda sagen würde. Die Wiedersehensfreude. Die Umarmung. Wie die Anspannung von ihr abfiel. Wie die Sorgen verschwanden und alles wieder gut wurde.

Und nun war nichts als Leere in ihr, keine Freude, nicht einmal Erleichterung. Nichts. Sie fühlte sich wie ein Vakuum, von einer dünnen Glasschicht ummantelt, die jederzeit implodieren konnte.

»Du bist da«, sagte Annegret.

Sie wollte Riccarda umarmen, so, wie sie es sich unzählige Male vorgestellt hatte, aber da war das Baby, das Riccarda wie ein Schutzschild vor sich hielt und das sie auch nicht wecken wollte. Und da war der Ausdruck in Riccardas Gesicht, den sie nicht einordnen konnte, dieses fortwährende Sich-Umsehen, Unruhe, Hektik, Unsicherheit und auch Unwohlsein. Bei Riccarda war keine Freude erkennbar, keine Erleichterung, nicht einmal ansatzweise.

Aus dem kleinen, hilflosen Bündel mit den großen blauen Augen, das Annegret vor 24 Jahren zur Welt gebracht hatte, dem übermütigen Mädchen, das lieber ein Junge sein wollte, der später trotzigen Jugendlichen war nun eine Fremde geworden. Diese Erkenntnis schmerzte. Es war, als würde sie Riccarda direkt wieder verlieren. Sie war so nah, dass Annegret nur die Hand nach ihr ausstrecken musste, und zugleich so unendlich weit entfernt.

»Sie ist zu früh geboren. Es war der Stress. Sie heißt Sofie.« Riccarda schaute sich wieder um, trat von einem Bein aufs andere, blieb aber auf der Türschwelle stehen, als hätte jemand den Oberkörper fixiert, um die Füße daran zu hindern, dem Fluchtimpuls zu folgen. »In der Decke, in die ich Sofie eingewickelt habe, sind auch alle Unterlagen. Mutterpass, Vorsorge-Untersuchungsheft, Geburtsurkunde. Zur Sicherheit, falls du es brauchst. Hier.« Riccarda hielt den Säugling von sich.

Annegrets Arme formten sich ohne ihr bewusstes Zutun wie zu einem Nest, in das Riccarda die kleine Sofie legte. Annegret hörte ein innerliches Summen und Rauschen, als würden sich all ihre Gedanken, Hoffnungen und Ängste wie ein eingesperrter Bienenschwarm in ihrem Kopf austoben.

»Pass gut auf sie auf. Sie ist alles, was ich habe, alles, was mir etwas bedeutet. Ich zähle auf dich«, sagte Riccarda.

»Aber ... ich dachte, du wärst tot.« Annegret verstand nicht. Sie begriff gar nichts mehr. Riccardas Worte, obwohl ohne Groll und Wut vorgetragen, wirkten auf sie wie Schläge. *Alles, was mir etwas bedeutet*, hatte Riccarda

gesagt und sich damit auf Sofie bezogen. Sie, Annegret, hatte sie keinerlei Bedeutung mehr? War sie wirklich vollständig aus Riccardas Leben und Gedanken gestrichen worden?

Annegret versuchte, ihre Enttäuschung und den Schmerz, dieses gesamte Gefühlschaos beiseitezuschieben. Trauer und Enttäuschung brannten und juckten wie Rauch in ihrer Nase und ihren Augen. Sie zwang sich, klar zu denken. »Was ...« Der Duft des Säuglings nach Milch, Puder und der typischen Süße eines Babys ließ Annegret die Luft anhalten. Sie hatte das Bedürfnis, sich die Nase zu putzen, all die Trauer auszuschnabben, aber da war Sofie in ihrem Arm, sodass sie mit ihren Händen nicht an ihre Hosentasche kam. Sie wünschte sich, die Tränen wenigstens herauslassen zu können, um das Brennen zu mildern, doch selbst das Weinen funktionierte nicht. Keine einzige Träne löste sich, stattdessen war dort nur ein grauenhaftes Beißen in Augen und Nase, gemischt mit einem zunehmenden Druck. »Warum kommst du jetzt und was ...«

»Bitte, stell keine Fragen. Nicht. Nicht jetzt.«

Alle Sätze, die Annegret sich in den letzten sieben Jahren für das Wiedersehen zurechtgelegt hatte, waren nun vergessen. Alles war so abstrus, so unreal, so fern.

»Aber ...«

»Je weniger du weißt, umso sicherer ist es für dich. Nur eins ist wichtig: Pass gut auf Sofie auf. Ich komme wieder. Versprochen. Nur kann ich nicht sagen, wann. Mach's gut. Ich liebe dich. Doch, ja, das tue ich, wirklich. Im Grunde habe ich es immer getan. Ich hoffe, das weißt du. Das weißt du doch, Mama?« Riccarda blickte ihre

Mutter eindringlich an, dann drückte sie Sofie einen Kuss auf die Stirn, drehte sich um und ging weg.

»Riccarda!« Annegret wollte rufen, aber aus ihrem Mund kam nur ein Flüstern. Sie wollte Riccarda nachlaufen, aber ihr Körper war wie gelähmt, er fühlte sich eiskalt an und taub. Das Rauschen in ihrem Kopf wurde so stark, dass sie alle Konzentration aufbringen musste, um stehen zu bleiben und Sofie nicht fallen zu lassen. Ein Kribbeln breitete sich wie schon ein paar Minuten zuvor in ihrem Körper aus. Es begann in den Händen, sprang auf die Beine, erfasste den Rumpf und schließlich den Kopf, wo es zu einem Rauschen wurde – wie ein Tsunami, der über sie hinwegrollte. Nicht fallen lassen, sagte sie sich. Nicht fallen lassen. Sie zwang ihre Unterarme, die Position zu halten, die Finger, weiter den weichen Stoff zu umklammern. Langsam lichtete sich der Schleier vor ihren Augen. Die Umgebung nahm wieder Kontur an. Das Bienensummen löste sich auf. Annegret starrte in die Richtung, in die Riccarda verschwunden war. Ein Flugzeug donnerte über sie hinweg. Ein Fahrrad fuhr vorbei. Maria, ihre Nachbarin, die heute ihren freien Tag hatte, winkte. Sofie seufzte, ohne die Augen zu öffnen. Irgendwo hupte ein Auto. Kinder tollten auf dem Bürgersteig an ihrem Haus, ohne sie zu beachten. Sofie schlief weiter. Normalität, die mit einem Mal etwas Irreales bekam.

»Riccarda!«, rief Annegret.

Niemand antwortete.

Annegret sagte sich, dass sie ins Haus gehen sollte, dass es draußen zu kalt für einen Säugling war, dass sie telefonieren musste, schnell. Kommissar Noack anrufen oder jemand anderen von der Polizei, wenn er nicht erreichbar

war, den Notruf. Stattdessen verharrte sie, starrte weiter die Straße abwärts, wohin Riccarda verschwunden war, als könnte sie ihre nun zum zweiten Mal verschwundene Tochter auf diese Weise dazu bringen, umzukehren.

»Frau Wiesel?«

Annegret drehte sich um. Vor ihrer Garage hielt ein grauer VW, den sie gar nicht hatte kommen hören. Sie hatte auch nicht bemerkt, dass die Fahrerin ausgestiegen und auf die Hauseinfahrt zugekommen war.

»Oh, ich wusste gar nicht, dass Sie ein Baby haben. So süß. Ist es ein Junge oder ein Mädchen?«, fragte die Frau.

»Sie sind Frau ...?« Annegret versuchte, sich an den Namen zu erinnern. Der Zettel in der Hosentasche war unerreichbar, sie brauchte beide Hände, um Sofie zu halten.

»Fischer. Ja, hier bin ich. Danke, ganz vielen Dank, dass Sie sich Zeit für mich nehmen. Es ist ja so fürchterlich. Und die Polizei – sie tippen die Anzeige, betrachten es als einen Vorgang, der für sie anscheinend alltäglich ist. Auf Rückfragen kommt keine wirkliche Antwort. Tun die eigentlich etwas? Oder sind das alles nur Beschwich-tigungen?«

»Doch, sie versuchen alles, um Ihren Sohn wiederzu-finden«, sagte Annegret. Nicht, um Frau Fischer zu beruhigen, sondern weil es stimmte. Nie würde sie Noack vorwerfen, nicht genug zu tun. Eine unendliche Müdigkeit breitete sich in ihr aus. Noch immer weigerte sich ihr Verstand, zu begreifen, was geschehen war. Doch der Säugling in ihren Armen, die inzwischen eingeschlafen waren und sich taub anfühlten von der ungewohnten Anstrengung, bewies: Es stimmte. Riccarda war da gewe-

sen. Einfach so, nach sieben Jahren in der Versenkung, ohne Ankündigung, ohne Erklärung. Und einfach so hatte sie sich gleich wieder aus Annegrets Leben gestohlen.

»Aber sie begreifen nichts. Ich meine die Polizei. Das Jugendamt. Es ist so fürchterlich. Es ist wie ein Reden gegen Wände. Warum haben sie denn keine Ergebnisse? Warum rufen sie nicht regelmäßig an, um mich über den Ermittlungsstand zu informieren?«

»Frau Fischer.« Annegret suchte nach den richtigen Worten, dann begann sie einfach zu sprechen, weil sie ahnte, dass es in dieser Situation keine richtigen Worte gab, genauso wie die Kategorien richtig und falsch jede Gültigkeit verloren hatten. Was sie jetzt auch tat und sagte, es konnte nicht richtig sein. Aber es war auch einer der Momente, in denen das keine Rolle mehr spielte. Ihre Arbeit für den Verein erschien ihr plötzlich so unwichtig und lächerlich, ein Tropfen auf den heißen Stein. Und dann war dort Sofie in ihrem Arm und die Gedanken an Riccarda rotierten in ihrem Innern.

»Es tut mir leid, dass Sie extra gekommen sind, Frau Fischer. Aber ich kann gerade nicht. Es ist ganz schlecht. Ihre Nummer habe ich ja, ich rufe Sie an. Ich melde mich. Aber jetzt – ich kann nicht.« Annegret ging ins Haus und schlug die Haustür von innen zu. Sie wollte gern etwas erklären, besänftigen, sich entschuldigen, aber sie wusste, dass sie es gerade nicht konnte. Das Poltern an der Tür ignorierte sie wie auch das Klingeln. Vorsichtig legte sie den kleinen Körper – Sofie, sagte sie sich, sie heißt Sofie – auf den Esstisch. Noch war der Säugling zu jung, um sich zu drehen und herunterzufallen. Doch zur Sicherheit hielt sie ihre linke Hand über die Beine, während sie mit der

rechten nach dem Telefon griff. Vier Anläufe brauchte sie, um die eingespeicherte Nummer von Noack zu wählen. Sieben Mal tutete es, bevor der Kommissar dranging.

»Ich bin es, Annegret Wiesel«, meldete sie sich und merkte, wie ihre Gedanken klarer flossen, wie die Vergewärtigung seiner Existenz ihr half. Es gab jemanden im all dem Chaos, der zuhörte, da war, der immer logisch denken konnte, was für Katastrophen um ihn herum auch passierten. »Gerade stand Riccarda vor der Tür. Nach all den Jahren war sie plötzlich da, können Sie sich das vorstellen? Als wäre gar nichts geschehen. Als wäre sie gar nicht verschwunden gewesen, sondern nur einkaufen. Sie hat mir einen Säugling in die Hand gedrückt. Dann war sie schon wieder weg. Bitte, Sie müssen mir helfen! Sie müssen alles in Bewegung setzen, um sie zu finden. Sie zur Fahndung ausschreiben. Sie ist hier in der Stadt. Kann noch nicht weit weg sein.«

»Frau Wiesel, beruhigen Sie sich. Erzählen Sie der Reihe nach, was passiert ist.«

Immer hatte Annegret es als eine Selbstverständlichkeit betrachtet, dass sie sich siezten, obwohl sie sich nun schon sieben Jahre kannten, seit Riccarda verschwunden war. Obwohl sie vor sechs Jahren gemeinsam den Verein »Schattenkinder« gegründet hatten, sich mindestens einmal in der Woche trafen, obwohl Noack und sie wie Seelenverwandte waren, sie mit ihrer Sorge um Riccarda, er mit dem Kampf um seine verschwundene Tochter Kate – trotz allem hatte keiner dem anderen das Du angeboten. Sie wusste, was er fühlte, genauso wie er spürte, was in ihr vorging. Nun kam ihr das Gesieze lächerlich vor. Warum hatten sie es nicht schon längst abgestellt?

»Steffen, lass das! Riccarda war da. Hörst du? Sie war da! Riccarda! Jetzt, gerade eben. An meiner Haustür. Und sie ist wieder weg. Du musst kommen. Sofort.«

»Bleib da. Geh nicht weg. Ich bin in zehn Minuten da.«

So viel war geschehen, dass Riccarda gar nicht mitbekommen hatte, wie es Herbst geworden war. Und schon wieder wurde es Abend, ein weiterer Tag ging vorbei. Die Sonne senkte sich hinter den Baumwipfeln. Sofort wurde es kälter um sie herum und es war, als würden die Bäume des Waldes Feuchtigkeit atmen. Nebel breitete sich aus und ließ sie die kühle Feuchte durch die Kleidung bis auf die Haut spüren. Riccarda umklammerte mit ihren Armen ihren Oberkörper. Die bunte Blätterpracht um sie herum war bald nur noch in Grautönen wahrnehmbar, dann war sie von Dunkelheit umgeben, die sich bei genauem Hinsehen in verschiedene Graustufen unterteilen ließ. Riccarda sah auf die Uhr: erst kurz nach halb sieben. So früh und schon so dunkel. Es schien ihr wie gestern, dass sie mit Nils zusammen die Sommerabende auf der Terrasse verbracht hatte – bei Kerzenlicht, eine Wolldecke über die Schultern gelegt, er ein Glas Rotwein vor sich, sie einen Tee, um dem Baby nicht zu

schaden. Gleichzeitig hatte sich ihr Leben seitdem so sehr geändert, dass diese Idylle in weite Ferne gerückt war, sie sich gefühlte Lichtjahre von der Altbauwohnung entfernt hatte, von der Vorstellung einer heilen Familie. Es hatte wohl nicht sein sollen. Inzwischen kamen ihr Nils' Pläne nur noch wie der verzweifelte Versuch eines Vater-Mutter-Kind-Spiels vor, wie etwas, das Kindergartenkinder unbedarft aufführen, wenn sie in ausrangierten Töpfen Graspuppe kochen und auf Puppenteller füllen.

Riccarda keuchte bei der Steigung. Sie brauchte die Trinkflasche aus dem Rucksack gar nicht hervorzuziehen, denn die war schon seit ungefähr zwei Stunden leer. Die Bergpfade an den Rheinhöhen waren viel steiler und schwerer zu passieren, als sie es erwartet hatte. Immer ging es abwechselnd bergauf und bergab. Immer wenn sie das alte Klostergemäuer von einem Gipfel aus in der Ferne erkennen konnte, stellte sie fest, dass noch ein weiterer Talkessel zwischen ihnen lag.

Dass es nun wieder abwärts ging, war keine Erleichterung, im Gegenteil. Hinter der Kuppe schluckten die dicht stehenden Bäume den Rest des verbliebenen Tageslichts. Der Weg verwandelte sich in einen schlammigen Pfad, der ihr bei jedem Schritt die volle Konzentration abforderte. Es roch nach Pilzen und altem Laub, das Ablösen ihrer Sohlen vom Boden war mit einem schmatzenden Geräusch verbunden. Sie merkte, wie sich die Nässe von den Zehen ausgehend immer weiter ausbreitete. Die Turnschuhe waren für so eine Tour alles andere als geeignet. Es dauerte nicht lange, bis auch die Socken vollständig nass waren. Sie schob die Gedanken an Nils beiseite, zwang ihre Konzentration auf den Untergrund

unter ihren Sohlen. Jetzt nur nicht ausrutschen! Wenn sie verletzt liegen blieb, würde sie möglicherweise erst Tage später gefunden werden, wenn sie längst verdurstet oder erfroren war. Es spielte nun keine Rolle mehr, was Nils wollte, welche Pläne er für die kleine Familie geschmiedet hatte. Es würde niemals eine Familie geben. Es würde gar nichts Gemeinsames mehr geben, weil er nicht aufhören konnte, sie unter Druck zu setzen, bei ihm zu bleiben und ihn zu heiraten. Für sie war das nicht einfach nur eine Zeremonie. Es ging um einen Lebensentwurf, sein Bild von der Frau an seiner Seite, dem sie niemals entsprechen könnte. Sie war nicht so, wie er glaubte. Manchmal schaffte sie es einfach nicht, Nähe zu ertragen. Und er verstand nicht, was sie meinte, wenn sie ihm das sagte.

Sie war – Riccarda schrie auf. Der Schmerz im Fuß ließ sie zu Boden sinken. Laut fluchend stützte sie sich an einem Baumstamm ab und zog sich hoch. Nun war es doch passiert. Dieses verdammte Laub! Und ihre verdammten Gedanken, die doch immer wieder zu Nils zurückkehrten, obwohl es vorbei war zwischen ihnen. Sie wollte nicht, kein Heile-Welt-Spiel. Punkt. Sie wollte mit Sofie zusammen irgendwo neu beginnen, ein eigenes Auskommen haben, eine Wohnung, eine Arbeit. War das denn zu viel verlangt? Ein einfacher, langweiliger Alltag und abends bei einem Glas Rotwein fernsehen, vielleicht mit einer Katze oder einem Hund auf den Füßen. Mit irgendetwas Warmem, Weichem, das Ruhe ausstrahlte.

Vorsichtig befühlte Riccarda ihren Knöchel. Der Schmerz ließ schnell nach. Sie atmete auf. Es schien nichts gebrochen oder gerissen zu sein, keine ernsthafte Verletzung. Sie straffte die Schultern und machte sich wieder auf

den Weg. Bald würde es vollständig dunkel sein, die Nacht die letzten Grautöne schlucken. Das Johanneskloster befand sich nun wirklich direkt hinter der nächsten Anhöhe. Das würde sie schaffen. Riccarda überprüfte den Akku ihres Handys. Er war noch zu achtzig Prozent geladen, genug, um zur Not die Taschenlampenfunktion zu nutzen. Nur der Mobilfunkempfang zeigte keinen einzigen Balken an. Zum Glück hatte sie sich nicht ernsthaft verletzt. Wer hier in Not geriet und um Hilfe rief, konnte sich die Seele aus dem Leib brüllen, ohne dass es jemand hörte. Und bei ihrer durchnässten Kleidung und der Geschwindigkeit, mit der es seit dem Sonnenuntergang abkühlte, war es durchaus möglich, nachts zu erfrieren.

Riccarda nahm zwei Stöcke vom Wegesrand zu Hilfe, um schneller voranzukommen und trittsicherer zu sein. Sie verringerte ihr Tempo auch nicht, als ihre Lunge brannte und der Durst einen pappigen Geschmack im Mund entstehen ließ. Bald musste sie einen Stock aus der Hand legen, um die Handytaschenlampe nutzen zu können. Rechts und links von ihr knackte und raschelte es. Es fiepte und grunzte. Das Rauschen des Windes war wie ein Flüstern. Ein leises Prasseln entwickelte sich über ihr von den Feuchtigkeitstropfen, die die Blätter herabrannen und auf dem Weg oder auf ihrem Gesicht aufschlugen.

Endlich sah sie zwischen den Bäumen etwas Helligkeit hindurchschimmern. Das Kloster! Das Gebäude war von meterdicken Mauern umgeben, so hoch, dass aus der Nähe das innere Licht nicht mehr zu sehen war. Nun wirkte das Kloster wie eine uneinnehmbare Festung, die sich gegen alles Äußere abschottete. Ein dickes Holztor

mit Eisenbeschlägen versperrte den Weg. Riccarda klopfte dagegen und rief. Als niemand reagierte, suchte sie eine Glocke oder Klingel. Auch die gab es nicht. Auf Besucher schienen die Mönche nicht eingestellt zu sein. Neun Männer waren es, wie Riccarda im Internet erfahren hatte, übrig geblieben von den ehemals über hundert Ordensmitgliedern. Seit einem Jahr schon hatte sie vor, sich mit dem Abt über den PFAD INS LICHT zu unterhalten, hatten die Mönche durch ihre Sektenberatungsstelle doch besten Einblick in das Treiben des »Verlags mit Seminarangebot«, wie er sich nannte. Durch ihre Beratungsstelle wussten die Mönche wahrscheinlich mehr als Riccarda selbst, die nur eine Betroffene von vielen war. Für ihr Buchprojekt brauchte sie aber die Namen und Kontaktdaten anderer Aussteiger, konnte sich nicht nur auf ihre eigenen Erlebnisse berufen, sondern musste ein weitergehendes Band spannen. Sie schüttelte den Kopf bei dem Begriff »Sekte«. Die Mitglieder von PFAD INS LICHT spotteten über diese Bezeichnung und auch Riccarda verwendete dieses Wort niemals in ihren Zeitungsartikeln und auch nicht in ihrem Buchmanuskript über die Machenschaften der Organisation. Das lag nicht daran, dass sie Angst hatte, verklagt oder bedroht zu werden. Furcht kannte sie nicht mehr, das hatte sie sich abgewöhnt. Die Bezeichnung passte einfach nicht. Der PFAD INS LICHT war viel mehr als ein Glaubenssystem. In erster Linie war er ein Großkonzern, der Geld zur Seite schaffte, wie ihr klar geworden war. Und sie ahnte, dass es noch weit darüber hinausging, doch Genaueres würde sie erst im Gespräch mit den Mönchen erfahren. Möglicherweise waren die Gründer auch Verbrecher, denen ein

Menschenleben weniger wert war als ein Becher Kaffee aus dem Automaten. Sie umschlang ihren Oberkörper mit ihren Armen. Diese Kälte! Dieser Nebel, der ihr bis in die Knochen kroch! Die Mönche machten es ihr wirklich nicht leicht. Erst weigerten sie sich, am Telefon mit ihr zu sprechen, und meinten, sie müsse schon persönlich kommen. Und nun, da sie da war, blieb ihr der Weg ins Innere versperrt. Riccarda leuchtete mit ihrem Handy das Tor entlang und suchte die Mauer ab.

Nichts. Kein Einstieg, keine Klingel, nicht einmal ein Fenster. Wenigstens tauchte ein Empfangsbalken vom Mobilfunknetz auf, so wählte sie die eingespeicherte Nummer. Da niemand abhob, blieb ihr nichts anderes übrig, als eine Nachricht auf dem Anrufbeantworter zu hinterlassen und weiter zu warten. Schon stellte sie sich gedanklich darauf ein, die Nacht im Windschatten der Mauern zu verbringen, mit einem Dach aus Tannenzweigen und Blättern über sich, um der Kälte zumindest etwas zu trotzen. Doch nur wenige Minuten nach ihrem Telefonat hörte sie, wie hinter den Mauern eine Tür zuschlug, wie sich Schritte näherten. Kies knirschte. Das massive Holztor klackte, rappelte, knarrte und öffnete sich.

»Hallo, hier bin ich!«, rief sie.

»Frau Wiesel?«

»Ja.«

Mit einem scharrenden Geräusch schleifte das Tor beim Öffnen über den Boden und öffnete sich dann vollständig. Helligkeit drang nun von innen nach außen, ein so angenehm gelblicher Schein, dass Riccardas Frieren weniger wurde.

»Ich bin Frater Andreas. Wir haben Sie viel eher erwartet und dachten schon, Sie kommen nicht mehr. Der Tisch ist für Sie mitgedeckt. Heute sind wir dann vierzehn mit den vier anderen Gästen. Junge Leute wie Sie. Sie werden sich bestimmt verstehen. Hier entlang.«

Riccarda folgte dem Abt ins Gebäude. Mit jedem Schritt spürte sie die Müdigkeit stärker, die sie die letzten Stunden verdrängt hatte. Auch begann ihr rechter Knöchel wieder zu schmerzen, intensiver als zuvor. Sie versuchte, nur mit der Fußspitze aufzutreten, dann wurde es etwas besser. Der Rand des Turnschuhs schnitt jedoch wegen der Schwellung des Knöchels in die Haut ein. Damit wollte sie sich jetzt aber nicht aufhalten. Sie tastete nach dem Notizblock in ihrer Jackentasche, auf dem sie die Fragen notiert hatte. Zeit, um sich auszuruhen, zu duschen, sich umzuziehen und den Knöchel zu versorgen, würde sie später noch zur Genüge haben. Zuerst einmal wollte sie Antworten. Deswegen war sie gekommen.

Schon in der Halle hinter der Pforte wehte ihr der Geruch nach gebratenen Zwiebeln und zerlaufenem Käse entgegen. Ihr Magen knurrte laut.

»Hier geht es zum Tisch«, sagte Frater Andreas, der wegen der mehr als aufdringlichen Magengeräusche keine Miene verzog, als würde er davon nichts bemerken. Riccarda überlegte, wann sie zuletzt etwas gegessen hatte. Die Kartoffelsuppe vorgestern zum Mittagessen im Krankenhaus hatte sie stehen gelassen – zu angespannt war sie vor Sofies Abschlussuntersuchung gewesen, ob die Werte nach der Neugeborenenengelbsucht wieder im grünen Bereich sein würden. Denn ohne Sofie wäre sie nicht gegangen. Lieber eine nervige Zimmernachbarin ertragen,

als Sofie in der Klinik allein lassen. Nun musste Sofie zwar auch ohne ihre Mutter sein, aber immerhin war sie nicht bei Fremden, sondern bei Annegret. Seit der Krankenhausentlassung war sie zu beschäftigt gewesen, um etwas Essbares zu kaufen.

»Das ist Riccarda Wiesel, eine begabte Journalistin und Autorin«, sagte der Abt. »Darf ich bekannt machen?«

Riccarda merkte, wie ihr die Hitze ins Gesicht stieg. So war sie noch von niemandem vorgestellt worden. Autorin? War sie das? Journalistin? Ihr Hals wurde eng. Sie hatte es sein wollen, kam sich aber wie eine Verlorene vor, die sich von einem Tag zum anderen hangelte, versuchte zu überleben, irgendwie, ohne System und Plan. Dafür schrieb sie Artikel, wenn es sich ergab, weil sie sich verkaufte. Sie hatte einen Buchvertrag unterschrieben, weil er ihr angeboten worden war. Aber war sie Autorin? Die junge Frau am Tisch fiel ihr besonders ins Auge: Kate. Zierlich, mit langen, dunkelbraunen Locken, erinnerte sie mehr an eine Märchenfigur als an ein reales Wesen. Doch das schien ihr nicht bewusst zu sein, verbargen ihr Schlabberpulli und ihre Wollmütze doch mehr von ihr, als sie zeigten.

Sie nickte den anderen Mönchen und den vier Gästen zu. Die jungen Leute reagierten reserviert, blickten sie nicht einmal direkt an, als wäre sie ein Eindringling oder als ginge eine Gefahr von ihr aus. Die Mönche dagegen grüßten freundlich zurück, fragten, wie der Weg hierher gewesen sei, boten an, ihr vor dem Essen noch das Badezimmer zu zeigen. Riccarda lehnte dankend ab. Sie setzte sich und nahm dankbar die dampfenden Schüsseln entgegen. Es gab Salat, Kartoffelgratin, Lammfleisch und

Gemüse. So fürstlich hatte sie seit Monaten nicht mehr gegessen. Beiläufig musterte Riccarda die anderen Gäste. Die vier jungen Erwachsenen wirkten in ihrer Schlaksigkeit fast wie Pubertierende, doch in ihren Gesichtern spiegelten sich ein Misstrauen und ein Schmerz, die zeigten, dass sie es alles andere als leicht im Leben hatten. Ihre Kleidung war gepflegt und sauber, trotzdem wurde bei genauerem Hinsehen deutlich, wie es wirklich um sie bestellt war. Auf der Hose des Mädchens war an einem Knie ein Flecken angebracht, befestigt mit einem üblichen Bürotacker. Der Pullover des blonden großen Jungen hatte viel zu kurze Ärmel, die er ununterbrochen nach oben schob, weil die Bündchen ausgeleiert waren und immer verrutschten. Keiner der vier erwiderte Riccardas Blick, auch nach ein paar Minuten nicht.

»Ich bin Riccarda«, erklärte sie noch einmal, obwohl sie einander schon vorgestellt worden waren, nur um irgendetwas zu sagen. Sie wartete. Und als keiner der vier antwortete, fragte sie: »Und wie sind eure Namen nochmal? Ich konnte sie mir nicht merken.«

»Egal«, sagte der Braunhaarige, der etwas fülliger war.

»Kate, eigentlich Katharina. Aber bleiben wir lieber bei Kate. Das klingt nicht so spießig.« Das Mädchen sah auf. »Meine Freunde: Paul« – sie zeigte auf den Blondem, Langen, Dünnen. »Mika« – sie nickte dem Braunhaarigen zu. »Nimm es nicht persönlich, wenn er dich ignoriert. Ihm ist sowieso alles egal.«

»Halt's Maul.«

»Hey«, rief einer der Mönche. »Ihr dürft hier übernachten, so war es abgesprochen. Aber so etwas dulden wir hier nicht.«

»Ist doch egal. Aber gut. Ey, schon gut, war nicht so gemeint. Gut. Sorry. Wirklich, ja, sorry. Tut mir leid. Kommt nicht noch mal vor.«

»Und das ist Ben.«

Riccarda sah Ben an, der direkt wieder wegblickte. Sie fand, dass er in der Art, wie er gemächlich aß, wie er in sich zu ruhen schien, fast einer der Mönche hätte sein können. Es gab Menschen, bei denen hatte man das Gefühl, sie könnten einem in die Seele sehen, wären ganz präsent, würden einen zum ersten Mal richtig wahrnehmen. Das geschah selten, aber Ben war so jemand. Riccarda mochte ihn, wie ihr auch Kate sympathisch war. Sie fragte sich, wie viel jünger als sie Ben war. Nicht viel auf jeden Fall, vielleicht drei oder vier Jahre.

Riccarda zwang sich, ihre Ungeduld zu zügeln. Auch wenn sie die Sache mit ihrem Buch so schnell wie möglich abschließen und mit Sofie ein ruhiges Leben führen wollte, war jetzt nicht der richtige Zeitpunkt, um über den PFAD INS LICHT zu sprechen. *Menschen müssen auch mal essen*, sagte sie sich, auch wenn sie selbst es oft vergaß und ihren Hunger meistens gar nicht mehr wahrnahm. Außerdem war sie hier sicher. Niemand vermutete sie hier, da kam es auf ein oder zwei Stunden nicht an.

Sie tat sich noch mehr von dem Kartoffelgratin auf und begann zu essen. Doch anstatt dass sich durch die Mahlzeit Wärme in ihr ausbreitete, spürte sie nur die Kälte intensiver, die von ihren nassen Turnschuhen ausging. Auch wenn der Raum geheizt wurde und in der Ecke im offenen Kamin ein Feuer prasselte, war es in Bodenhöhe kalt und zugig. In Kopfhöhe dagegen war es eher zu warm. Die Temperaturunterschiede innerhalb des Raumes waren

enorm. Nun merkte sie, dass nicht nur die Schuhe, sondern auch ihre Hose bis zu den Knien durchweicht war. Die Kälte unter dem Tisch war so intensiv, dass es ihr nicht gelang, sich auf die Gespräche zu konzentrieren. Die Nervosität, an die sie sich längst gewöhnt hatte, wurde in so einer Situation übermächtig.

Kate plauderte mit Ben darüber, ob sie nach Spanien trampen oder sich eher in Deutschland ein Winterquartier suchen wollten. In Spanien war es wärmer, das Leben dadurch leichter, hier hatten sie mehr Freunde und damit Unterstützung, auch die Möglichkeit, mal hier und mal dort auf einem Sofa zu übernachten. Riccarda zwang sich, mit dem Fingerknacken aufzuhören, das Besteck zu nehmen und langsam weiterzuessen. Dann stand sie auf. Sie musste allein sein, wenigstens für ein paar Minuten, um sich zu beruhigen. Wann es angefangen hatte, wusste sie gar nicht mehr, so sehr hatte sie sich daran gewöhnt, dass ihr Inneres wie eine geschlossene Colaflasche war, die jemand zu stark geschüttelt hatte und bei der das äußere Plastik schon porös wurde.

»Ich will das Beisammensein nicht stören, aber könnten Sie mir kurz erklären, wie ich zu meinem Zimmer finde, um mich umzuziehen?«, fragte sie.

Der Abt nickte freundlich und stand auf.

»Nein, das ist nicht nötig.« Riccarda schüttelte den Kopf. Sie wollte nicht stören und nicht viel Aufhebens darum machen. »Wirklich nicht. Ich finde es bestimmt allein, wenn Sie es mir kurz erklären. In fünf Minuten bin ich wieder zurück.« Ihr war es schon unangenehm genug, dass sie so eine Mahlzeit geschenkt bekam, freundlich aufgenommen wurde wie ein Familienmitglied, dass es

hier niemanden gab, der etwas von ihr forderte oder wünschte, und es auf der anderen Seite nichts gab, was sie als Gegenleistung anbieten konnte.

»Die Treppe hoch in den dritten Stock und dann die zweite Tür rechts. Es ist nur eine kleine bescheidene Kammer, aber gemütlich. Es gibt einen Gasofen für die Nacht. Wir haben das Bett schon bezogen, die Tür steht offen«, sagte der Abt.

Riccarda bedankte sich und stand eilig auf. An der Tür blieb sie kurz stehen, weil sie glaubte, ein Knacken und ein Flüstern gehört zu haben. Doch dann war im Flur alles wieder vollständig still, nur aus dem Speisesaal erklang Tellerklappern gemischt mit leiser Unterhaltung. Sie tastete an der Wand nach einem Lichtschalter, fand jedoch keinen. Riccarda ging weiter in die Dunkelheit, dorthin, wo sie bei ihrer Ankunft das Treppenhaus gesehen hatte. Mit ihren Fingern fuhr sie die Wand entlang, fühlte den rauen Putz, der ihre Fingerkuppen beim Entlanggleiten hüpfen ließ. Auch bei den nächsten Türen gab es nichts an der Wand, was ein Lichtschalter hätte sein können. Doch nun reichte der Schein aus der Küche aus, um die Konturen der Stufen problemlos zu erkennen. Beeindruckt von der Weite des Treppenaufgangs, der an ein Schloss erinnerte mit den Säulen, die das Geländer hielten, blieb Riccarda stehen. Sie hatte dieses Gefühl schon einmal erlebt: als Kind am Meer, als ihre Eltern noch nicht geschieden waren. Sie hatte im Strandkorb gesessen und den Wellen gelauscht, diesem unendlichen Kommen und Gehen, das alles andere auslöschte. Hier in diesem Treppenhaus war es wieder so: Nun waren es nicht die Wellen wie damals, sondern das Gewölbe, das sie umschloss, das

alle anderen Gedanken beiseiteschob und ihr ein Gefühl von Sicherheit gab. All die Jahrhunderte, die dieses Gemäuer schon überstanden hatte und noch überstehen würde, ließen alles andere dagegen klein erscheinen. Sie schloss die Augen und ließ sich auf einer Treppenstufe nieder. Selbst die Gedanken an Sofie rückten in den Hintergrund und auch gleichzeitig all die Drohungen von Anja und denjenigen, die nicht einmal ihre Namen nannten. Nein, niemand würde sie hier finden. Niemand würde sie töten. Sie würde aus diesem Kampf als Siegerin hervorgehen. Alles war geplant. Fest presste sie die Fäuste gegen die Augenhöhlen. Vor ihren Augen tauchten Lichtblitze auf. Sie erhöhte den Druck der Fäuste, bis die Blitze konkrete Formen annahmen. Vierecke, Kreise, Dreiecke zogen vorbei, doch heute ergaben sie keinen Sinn. Manchmal sah sie konkrete Gegenstände auftauchen, doch nicht immer. Nur kurz innehalten, nur ein paar Minuten, sagte sie sich. Dann ließ sie ihre Arme sinken und nahm die Umgebung wieder wahr. Die Unruhe war verschwunden, die Nervosität vollständig weg. Gleichzeitig spürte sie die Feuchtigkeit und Kälte an Füßen und Beinen, auch das Stechen in ihrem rechten Knöchel, der anscheinend doch stärker verletzt war, als sie sich anfangs hatte eingestehen wollen. Vorsichtig tastete sie das Bein abwärts. Auch ohne Licht war mehr als deutlich, dass sich eine Schwellung bildete. Das Gewebe fühlte sich weich und schwabbelig an. Jede Berührung schmerzte. Gebrochen war der Knöchel nicht, das wusste sie, sonst hätte sie den Fuß gar nicht bewegen können, aber auch auf eine Verstauchung konnte sie verzichten. Selbst im Treppenhaus war der Essensgeruch noch so intensiv, dass sie nun,

mit dem Nachlassen der inneren Unruhe, auch merkte, wie hungrig sie noch war.

Sie wollte gerade weitergehen, als sie wieder ein Knacken hörte, doch nun wurde ihr klar, dass es Schrittgereusche waren. Schritte von mehr als einer Person. Schwere, lange Schritte. Männer. Ohne nachzudenken, presste sie sich an die Wand, bis ihr Schatten vollständig mit dem einer Säule verschmolz. Kühl drückten die Mauersteine in ihren Rücken. Lichter von Taschenlampen blitzten auf, zuckten neben ihr, über ihr, knapp an ihr vorbei und verschwanden wieder. Riccarda hatte keine Zweifel: Wer auch immer sie waren, sie gehörten nicht hierher. Sie hatten keine guten Absichten. Es war, als wäre die Luft elektrisch aufgeladen, als würde man im Winter mitten unter einer Hochspannungsleitung stehen. Sie presste sich noch dichter an die Wand.

Ein Schuss erklang, zerriss die Stille. Dann ein Aufschreien. Nach einer kurzen Pause weitere Schüsse, so viele, dass sie nicht mehr zählbar waren. Durch die offene Bauweise und die hohen Decken war es, als käme das Knallen aus allen Richtungen gleichzeitig, als stünde sie inmitten von Explosionen.

Es war so schnell vorbei, wie es begonnen hatte. Die Stille, die folgte, war genauso intensiv wie der vorhergehende Lärm. Ihr eigener Atem und das Rauschen des Blutes in ihren Ohren kamen ihr überlaut vor.

»Das war's«, hörte sie eine Stimme sagen, die sie irgendwoher kannte, ohne sich konkret erinnern zu können. »Schafft die Leichen in den Keller. Da bleiben sie. Vorerst jedenfalls. Na, dann – essen wir, ist ja genug da. Für den Abtransport sind wir nicht mehr verantwortlich.

Und mach noch ein Foto von dem Mädchen. Wir haben sie, darauf kommt es an. Die anderen hatten halt Pech, dass sie sich mit ihr abgegeben haben. Also los. Mach die Bilder. Sonst kriegen wir unser Geld nicht.«

»Aber das Gesicht. So ein Mist. Da ist doch so nichts zu erkennen bei dem ganzen Blut. Soll ich sie vorher abwaschen?«

»Quatsch nicht, mach das Foto!«

» **A**nnegret?«, klang es anstelle einer Begrüßung aus dem Telefon. Sie erkannte die Stimme sofort. Es war Steffen Noack.

»Warte mal kurz.« Annegret klemmte den Hörer zwischen Kinn und Schulter, um beide Hände für Sofie frei zu haben. So konnte sie der Kleinen gleichzeitig das Fläschchen weiterfüttern und telefonieren, wenigstens theoretisch. In der Praxis sah es anders aus. Sofie warf unruhig ihren Kopf von einer Seite auf die andere, sodass der Sauger abwechselnd ihre Wangen berührte, sie ihn aber nicht mit dem Mund zu fassen bekam. Sofie war wie ein Seismograph, sie spürte jede Unruhe oder Verunsicherung von Annegret und reagierte darauf.

»Steffen, es tut mir leid. Wenn es um die nächste Vereinssitzung geht: Regle du das. Entscheide du, was geplant werden muss, ich stehe vollständig hinter dir, das weißt du. Guck einfach, wie wir die Sache mit den öffentlichen Fördergeldern geregelt kriegen. Und als Schatz-

meister wird sich auch jemand finden, der dich entlastet. Es geht gerade ganz schlecht. Sofie ...» Annegret stellte die Flasche ab, setzte sich und hielt das Telefon nun wieder mit einer Hand ans Ohr. Das waren die Momente, die ihr zeigten, dass sie älter geworden war. Bei Riccarda damals war es ihr leichtgefallen, gleichzeitig zu telefonieren und das Baby zu füttern, obwohl die Hörer bei den Geräten deutlich schwerer und unhandlicher gewesen waren als die Mobilteile heute und sie bei einem Raumwechsel früher immer den gesamten Apparat, diesen schwarzen Kasten mit Wählscheibe, mitnehmen musste. Vieles hatte sich früher einfach so ergeben, das gleichzeitige Telefonieren und Füttern, Wickeln und dabei kochen, Lieder singen und Einkaufslisten schreiben – es war alles kein Problem gewesen. Wenn sie nun dagegen darauf wartete, dass sich irgendetwas von selbst ergab, war sie verloren. Sie musste ihre Kräfte bewusst einteilen, sonst funktionierte gar nichts. Ihr Rücken schmerzte bereits vom nächtlichen Herumtragen, eine Zwangshaltung – wie ein eingeklemmtes Telefon an der Schulter – ließ das leichte Stechen in der Wirbelsäule zu einem unerträglichen Hämmern anwachsen. Und wenn das Füttern jetzt nicht klappte, würde Sofie wieder nicht schlafen, sondern völlig aufdrehen. Doch all die Beschwerlichkeiten lagen nicht allein an ihr, dem zunehmendem Alter und der fehlenden Übung. Sofie war auch noch ein schwieriges Baby. Hypersensibel, übermäßig leicht störbar und ablenkbar. Schon das Knarzen von Annegrets Schritten auf dem Flur weckte sie wieder. Wenn Sofie schlief, musste alles vollständig ruhig sein, ebenso, wenn sie trank. Gleichzeitiges Telefonieren war eine Utopie.

»Okay, ich komme bei dir vorbei«, sagte Steffen.

»Nein. Das passt gar nicht. Ich rufe dich später an, wenn es besser ist.« Annegret ahnte, dass das in absehbarer Zeit nicht eintreten würde, wenn Riccarda nicht endlich wiederkam. Nie gab es wirklich eine Pause, seit Sofie bei ihr lebte. Wenn die Kleine trank oder schlief, brauchte sie absolute Ruhe. Wenn sie wach war, konnte Annegret Sofie nicht eine Sekunde ablegen, ohne dass das Baby zu schreien begann. Sofie schrie sowieso viel, als würde sie nicht nur ihre Mutter vermissen, sondern das gesamte Leid der Welt anprangern.

Sofie fing wieder an zu weinen. Das Telefonat hatte das Trinken gestört. Nun wurde sie langsam zu müde zum Saugen, war aber trotzdem hungrig und überdreht – an Schlaf war also nicht zu denken. Annegret unterdrückte einen Fluch. Wenn doch nur jemand käme und ihr erklärte, wie sie es schaffen sollte, aus all diesen Teufelskreisen auszusteigen!

Am anderen Ende der Leitung sagte Steffen etwas, was sie wegen Sofies Geschrei aber nicht mehr verstand.

»Tut mir leid, Steffen. Ich kann nicht zur Sitzung. Ich lege auf.« Sie lagerte Sofie um, mit dem kleinen Oberkörper über ihre Schulter, sodass der Babykopf ein Stück weit den Rücken herabhing. Wenn sie sich mit dem Säugling im Spiegel betrachtete, sah es völlig unbequem aus. Drückte die Schulter nicht zu stark auf Sofies Bauch? Doch Sofie genoss es, auf diese Weise getragen zu werden, am liebsten durchs Treppenhaus. Die wippende Bewegung beim Treppensteigen war das Einzige, was auf Sofie eine beruhigende Wirkung hatte. Ruhiges Zureden half gar nicht, Singen regte Sofie nur noch mehr auf. Und Sofie zu

ignorieren, das schreiende Bündel einfach abzulegen und selbst aus dem Raum zu gehen, das brachte Annegret nicht über sich. Lieber ignorierte sie den Muskelkater in ihren Beinen und die Verspannungen im Oberkörper und lief mit wippenden Schritten die Treppe zum Schlafzimmer hoch und wieder runter, hoch, runter, hoch runter, immer weiter, bis das Schreien in ein Schluchzen übergang und dann mit einem Seufzer verstummte. Dann ging Annegret noch etwas im Schlafzimmer auf und ab, bis sie es wagen konnte, Sofie vorsichtig ins Bett zu legen.

Gerade als Annegret ihre Hände vom Babykörper lösen wollte, klingelte es. Sofort war Sofie wieder hellwach, die Arbeit der letzten Stunde dahin. Annegret nahm Sofie aus dem Bettchen und ging zur Tür. Durch den Glaseinsatz erkannte sie im Gegenlicht Steffen, dessen Profil sie jedes Mal an Karl Marx erinnerte mit seinen kinnlangen Haaren und dem fülligen Bart. Annegret öffnete.

»Ach, Steffen.« Sie schämte sich vor ihm in ihrem mit Milchflecken bekleckerten Morgenmantel, den dunklen Ringen unter den Augen und ihren ungewaschenen Haaren, die sich durch das Schwitzen beim dauernden Treppensteigen kringelten und vom Kopf abstanden.

Was er zu ihr sagte, hörte sie wieder nicht, zu laut war Sofies Geschrei.

»Was hast du gesagt?«, fragte sie.

Dann geschah etwas völlig Unerwartetes: Sofie war plötzlich still, ihr Weinen wie mit einem Schalter abgedreht. Sie blickte Steffen an, lächelte.

»Ja, wen haben wir denn da?«, fragte Steffen. »Darf ich mal?« Er streckte seine Hände in Richtung Sofie aus.

»Gern.« Annegret gab ihm das Baby, das noch immer

lächelte. »Hast du sie hypnotisiert?« Sie schob ihren Missmut beiseite, dass Steffen es so einfach schaffte, mit Sofie in Verbindung zu treten, was ihr erst nach langer Mühe und manchmal auch gar nicht gelang.

»Lass uns reingehen. Machst du uns einen Kaffee? Es ist besser, wenn wir uns setzen«, sagte Steffen.

Annegret nickte. »Du hättest wirklich nicht zu kommen brauchen wegen dieser Vereinssache. Wie gesagt, ich unterstütze, was du für richtig hältst.«

Sie ging in die Küche und befüllte die Kaffeemaschine. Neben dem Rauschen und Gluckern wartete sie jeden Moment darauf, dass aus dem Wohnzimmer wieder Sofies Weinen erklang, doch das geschah nicht. Stattdessen hörte sie, wie Steffen »Der Mond ist aufgegangen« summt. So liebevoll kannte sie ihn gar nicht, hatte sie ihn doch bisher eher pragmatisch und rational erlebt. Mochte ihm widerfahren, was andere zusammenbrechen ließ, oder warf man ihm sonst was an den Kopf – Steffen blieb ruhig, gelassen und konstruktiv, aber auch nüchtern und ein Stück weit unnahbar, immer professionell. Zum ersten Mal konnte sich Annegret vorstellen, was für ein wunderbarer Vater er gewesen sein musste. Wie war es möglich, dass seine Tochter trotz allem weggelaufen war? Annegret verstand das nicht. Sie wusste, dass sie es nie verstehen würde. Mit dem gefüllten Tablett schlich sie ins Wohnzimmer. Leise stellte sie das Geschirr auf dem Wohnzimmertisch ab, verteilte Tassen und Löffel, schenkte Steffen ein, tat für ihn Milch und Zucker dazu, viel von beidem, wie er es gern mochte.

»Sie ist noch immer ruhig.« Annegret konnte es nicht fassen. »Dieses Schreien, ich weiß nicht, wie lange ich das

noch aushalte. Ich komme zu gar nichts mehr.« Sie sah auf die Uhr. Schon zwei Uhr am Nachmittag. »Das hier ist mein Frühstück. Von ein paar ruhigen Minuten allein im Badezimmer kann ich nur träumen.« Sie trank von ihrem Kaffee und nahm ein Vanillekipferl.

»Kauf dir Ohropax«, sagte Steffen.

»Das kann ich nicht.« Annegret kam sich allein schon bei dem Gedanken schäbig vor, doch ein paar Minuten später dachte sie ernsthaft über diese Möglichkeit nach. Sofie schrie so viel! Mindestens fünf Stunden am Tag. Vielleicht würde sie dadurch auch selbst innerlich ruhiger werden. »Aber deswegen bist du nicht gekommen, um mir mit Sofie zu helfen und mich mit Tipps zu versorgen, oder? Wobei – falls du je einen Job als Kindermädchen suchst, ich stelle dich sofort ein.«

Steffen nickte, doch er lächelte nicht. Langsam fielen Sofie die Augen zu. Sie blinzelte noch ein paar mal, dann blieben ihre Lider geschlossen. Im Schlaf waren die Bewegungen ihrer Augäpfel hinter den Lidern erkennbar, sie schmatzte und dann lächelte sie, völlig entrückt, wie aus einer anderen Welt. Annegret sah, dass Steffen mehrmals beginnen wollte, etwas zu sagen, dann aber doch schwieg. Es war, als müsste er die Worte erst kauen, bevor er sie aussprach.

»Es geht um Riccarda«, sagte er.

»Was denn?«

»Ich weiß, es ist jetzt der völlig falsche Moment, aber für so etwas gibt es keinen richtigen Zeitpunkt. Ich will es auch nicht rauszögern und es war mir wichtig, es dir persönlich zu sagen, anstatt dass jemand vorbeikommt, den du nicht kennst. Auch wenn es mir alles andere als

leichtfällt.« Er schwieg, kaute auf seiner Unterlippe. Er sah auf die Wiege, die mitten im Wohnzimmer stand, ein Geschenk von ihrer Nachbarin.

»Schön, das Rosa. Passt zu einem Mädchen. In so kurzer Zeit hast du dich perfekt auf Sofie eingestellt und alles hergerichtet. Ihr geht es gut hier, das ist offensichtlich. Du solltest nicht so sehr an dir zweifeln. Du machst das gut.«

»Steffen. Du musst das nicht sagen.« Annegret schüttelte den Kopf. Sie überlegte, ihn zu bitten, noch ein paar Minuten länger mit Sofie auf dem Arm sitzen zu bleiben, genauso, wie er es gerade tat. Dann könnte sie duschen, sich die Haare waschen, vielleicht noch eine braune Tönung auftragen, um die grauen Strähnen wieder einmal zu überdecken, sich frisch anziehen und etwas schminken. Was vor ein paar Tagen noch eine Selbstverständlichkeit gewesen war, schien nun unerreichbar.

»Also.« Steffen hielt inne. »Okay. Heute früh gab es einen Einsatz an der Rheinbrücke, der hohen Autobahnbrücke. Eigentlich habe ich damit nichts zu tun, wurde aber benachrichtigt, weil es um Riccarda ging. Und den Fall bearbeite ich ja nach wie vor.« Sein Adamsapfel bewegte sich beim Schlucken auf und ab. »Vorbeifahrende haben um acht Uhr eine weibliche Person gemeldet, die über die Brüstung kletterte. Sofort wurde ein Einsatz ausgelöst, aber als die Streife vor Ort ankam, war niemand mehr zu sehen. An der beschriebenen Stelle fanden sich Kleidungsstücke. Ein grauer Parka mit Kunstfellbesatz und Katzenaufnähern. Turnschuhe. Ich habe Fotos von allen Beweismitteln dabei.«

»Nein. Das würde Riccarda nicht tun. Dafür kenne

ich sie zu gut. Sie kann trotzig sein. Nachtragend, wütend, auch aggressiv, aber niemals gegen sich selbst. Sie ist jemand, der explodiert und nicht implodiert. Sie schreit andere an, anstatt etwas in sich hineinzufressen. So etwas tut sie nicht. Und Katzenaufnäher – meine Güte, das ist doch kein Beweis. Die gibt es tausendfach.«

»In der Jackentasche wurde Riccardas alter Ausweis gefunden. Auch die Personenbeschreibung –»

»Nein!«, rief Annegret. »Nein! Hör auf!«

Sofie begann zu schreien. Annegret presste beide Hände gegen die Ohren, kniff die Augen zusammen. Sie ertrug das alles nicht mehr. Das durfte nicht wahr sein. Es stimmte doch nicht, passte nicht, ergab keinen Sinn. Als das Schwindelgefühl übermächtig wurde, öffnete sie die Augen wieder. Sofies Gesicht war schweißnass und rot vom Schreien. Annegret nahm das Baby an sich. Auch der kleine Körper war heiß, als hätte Sofie Fieber. Annegret wiegte ihr Enkelkind hin und her und als sich ihr eigener Atem beruhigte und ihre Gedanken langsamer und klarer flossen, wurde auch Sofie wieder still.

»Es muss ein Irrtum sein«, sagte Annegret. Ihre Ruhe war nicht gespielt, sie war so plötzlich gekommen und mit einer solchen Intensität, dass sie etwas Unabdingbares hatte. »Habt ihr denn eine DNA-Analyse bei den Kleidungsstücken gemacht?«

»Nein. So schnell würde auch noch gar kein Ergebnis vorliegen.«

Annegret nickte. Na also! »Und was ist mit einer Leiche?«

»Ist noch nicht gefunden.«

Annegret schnaubte. Sie starrte Steffen an, suchte nach

Verunsicherung in seinem Blick, irgendeinem Anzeichen, dass ihm diese Aktion unangenehm oder peinlich war, doch sie fand nichts dergleichen. Er war bleich, blickte starr geradeaus mit zusammengedrückten Zähnen. Sein Gesichtsausdruck strahlte Melancholie und Trauer aus, die so intensiv war, dass sie sich danach sehnte, ihn in den Arm zu nehmen, doch dafür hätte sie Sofie ablegen müssen.

»Alles wird sich aufklären«, sagte sie. »Es gibt keine Leiche. Keinen DNA-Test. Das heißt doch rein gar nichts. Du siehst das zu negativ. So kenne ich dich gar nicht.«

»Bei der Strömung ist es kein Wunder, dass die Kollegen noch nichts gefunden haben. Die Brücke ist bei uns berüchtigt. Den Sturz aus der Höhe überlebt niemand. Die Körper derer, die gesprungen sind, tauchen meistens erst später an der Staustufe auf. Und die Ausweispapiere – es tut mir so leid. So unendlich leid. Aber die Frau auf der Brücke war Riccarda. Eindeutig.«

Steffens Worte klangen dumpf und tief, wie aus der Ferne. Annegret zwang sich, weiter ruhig zu atmen, sich auf Sofie zu konzentrieren, auf die Tatsachen: Es gab keine Leiche und keinen DNA-Beweis. Und solange ihr niemand Riccardas toten Körper zeigen konnte, würde sie davon ausgehen, dass Riccarda lebte!

Sofie fielen wieder die Augen zu.

»Ich habe Fotos, damit du bei der Identifizierung ...«, begann Steffen. Er nahm seine Tasche und zog einen Aktenordner hervor.

Bevor Annegret wegsehen konnte, war ihr Blick bereits auf den fotografierten Kleiderhaufen gefallen: Ein grauer Parka mit Fellrand an der Kapuze, der Katzenaufnäher,

neonorange Turnschuhe – genau die Kleidungsstücke, die Riccarda bei ihrer letzten Begegnung getragen hatte. Annegret drehte sich weg. »Lass das. Warum zwingst du mir die Bilder auf? Ich will deine Fotos nicht sehen. Pack sie wieder weg. Riccarda lebt. Ich weiß es. Ich spüre es. Ich bin ihre Mutter und sonst niemand. Und ich will, dass du jetzt gehst.«

»Aber ...«

»Kein Aber. Geh. Bitte.«

»Du weißt, dass ich jederzeit für dich da bin, dass du immer anrufen kannst, Tag und Nacht.«

Annegret nickte halbherzig. Sie schob Steffen zur Tür hinaus. Es war ihr gleichgültig, ob Sofie dabei aufwachte oder nicht. Jede Sekunde rechnete sie damit, dass Sofie wieder losschrie. Doch die schlief so tief und fest wie noch nie zuvor. Nicht einmal ihre Lider zuckten, auch nicht, als von draußen kühle Herbstluft hereinwehte und die Sonne auf ihr Gesicht schien.

Annegret sah Steffen nach, wie er gebückt zu seinem Wagen ging, einstieg und losfuhr. Dann kehrte sie ins Haus zurück und legte sich aufs Sofa, ließ Sofie auf ihren Oberkörper gleiten. Annegret beobachtete, wie sich Sofies Körper mit ihrem eigenen Atem hob und senkte, dabei leicht nach rechts und links schwankte wie ein Schiff auf ruhiger See. Annegret spürte Sofies Wärme auf ihrem Bauch und Sofies Atem auf ihrem Brustkorb, wie er genau doppelt so schnell floss wie ihr eigener, als würden sie sich bewusst aufeinander abstimmen.

Auf allen vieren kroch Riccarda die Treppe hoch. Aufzustehen traute sie sich nicht, weil sie nicht sicher war, ob ihre Beine sie weiterhin tragen würden. Ihr war übel und schwindelig vor Panik. *Weiter*, sagte sie sich, *weiter, nicht stehen bleiben*. Alles in ihr drängte danach, es wider alle Vernunft zu versuchen: aufstehen, losrennen, so schnell nur irgend möglich, durch die Eingangstür ins Freie, dort weiter bis ins benachbarte Dorf. Sie wollte weg, einfach nur weg. Doch die Tür nach draußen war unerreichbar. Um dort hinzukommen, müsste sie am Speisesaal vorbei und würde zwangsläufig entdeckt werden. Genauso riskant war es, wieder hinunter ins Erdgeschoss zu gehen und dort ein Fenster zu suchen, das sich öffnen ließ. Sie hatte genug über die Mönche und dieses Gebäude recherchiert, oft genug Aufnahmen des Klosters aus den verschiedenen Perspektiven gesehen. Überall im Erdgeschoss und im ersten Stock befanden sich noch die alten, bunten Butzenfenster mit Metallbeschlägen. Keins davon

würde sich schnell und erst recht nicht geräuschlos öffnen lassen, wenn sie nicht sogar vollständig eingerostet waren. So bewegte sich Riccarda katzengleich im Schatten der Säulen und Wände aufwärts, auch wenn sie wusste, dass sie sich auf diese Weise immer weiter von einer Fluchtmöglichkeit entfernte. Aus dem Treppenhaus war ein Keuchen zu hören. Befehle wurden gebrüllt.

»Schneller!«

»Jetzt macht schon, ihr lahmen Enten!«

»Ich glaube, der hier lebt noch.«

»Quatsch, die sind alle tot.«

»Stell dich nicht an und weiter!«

Neben quietschenden Gummisohlen und Schrittgeräuschen hörte Riccarda, wie die Leichen über den Boden geschleift wurden in Richtung Keller, wie Knochen krachten, wenn die Körper auf die Steintreppe aufschlugen, wie Tische und Stühle verschoben wurden und über den Boden schrammten.

»Und ihr beide putzt diese Sauerei weg. Ich will kein Blut mehr sehen, verstanden? Gar keins. Und benutz den Reiniger in den Kannen.«

Je mehr Distanz Riccarda zwischen das Geschehen und sich brachte, umso leichter fiel es ihr, sich vorwärtszubewegen. Im zweiten Stock angekommen, richtete sie sich auf und schlich aufrecht in den dritten Stock. Dort gab es einen Durchgang zum Glockenturm. Der war längst gesperrt und halb eingefallen, aus einem zehn Jahre alten Zeitungsbericht wusste sie auch von den Kindern aus dem Ort, die dort hochgestiegen und mitsamt der Treppe eingebrochen und verschüttet worden waren. Keines der vier konnte gerettet werden. Dennoch war der Turm eine

reale Chance, trotz der Einsturzgefahr und der fehlenden Treppe. Dort wäre sie am höchstmöglichen Punkt, dort musste es Netzeempfang geben. Gleichzeitig wäre sie gut versteckt, weil sie da von keinem Menschen vermutet würde, war der Turm doch inzwischen unten zugemauert.

Bald erreichte sie eine kleine Holztür. Riccarda war absolut sicher, dass sich dahinter der Gang zum Turm befand. Langsam drückte sie die Klinke hinunter. Ein Quietschen ließ sie innehalten. Doch als niemand darauf reagierte, setzte sie ihren Versuch fort und zog an der Tür, nur um festzustellen, dass der Durchgang abgeschlossen war. Riccarda biss sich auf die Lippe und drückte ihre Stirn gegen das Holz. Sie zwang sich zur Ruhe. Möglicherweise war der Schlüssel irgendwo im Raum oder auf dem Türrahmen. Doch so intensiv sie auch suchte, er war nirgends zu finden.

Dann fragte sie sich, warum sie nicht eher auf die Idee gekommen war: Noch einen Stock höher könnte sie durch ein Fenster aufs Dach gelangen und von dort weiter zum Turm. Ein offenes Dachfenster, noch dazu, wenn es anschließend von außen zugezogen würde, wäre unauffällig. Riccarda ging auf Fußspitzen wieder ins Treppenhaus und von dort einen weiteren Stock höher. Noch immer waren die Mörder zu hören, sie machten sich keine Mühe, leise zu sein, im Gegenteil: Sie unterhielten sich laut. Schienen sich vollkommen sicher zu sein, dass niemand außer ihnen mehr im Gebäude war.

Problemlos konnte Riccarda ein Fenster im Dachgeschoss öffnen und nach dem Herausklettern wieder von außen zuziehen. Den Weg über das Dach hatte sie sich komplizierter vorgestellt. Die Neigung war minimal, der

Tritt fest. Obwohl Moos auf den Dachpfannen wuchs, war es trocken und nicht rutschig. Nur die große Höhe brachte sie dazu, sich besonders konzentriert zu bewegen. Der Turm hatte keine geschlossenen Fenster, sondern nur Öffnungen im Mauerwerk, groß genug, um ins Innere zu gelangen.

Dort lagen Steinreste und Holzbalken auf dem Fußboden. Riccarda setzte vorsichtig einen Schritt vor den anderen und betete, dass der Boden hielt und nicht unter ihr zusammenbrach. Sie brauchte fünfzehn Schritte, um das Treppenhaus zu erreichen. Hier war es so dunkel, dass sie ihr Handy hervorholen musste. Riccarda leuchtete abwärts. Ein Stockwerk konnte sie tiefer gehen, danach war die Treppe eingestürzt. Nach oben hin schienen die Stufen unbeschädigt, trotzdem entschied sich Riccarda, kein Risiko einzugehen und auf der Plattform zu bleiben, auf der sie sich befand. Auch wenn sie sich oben sicherer fühlen würde, würde sie die Treppe nicht betreten und ihr Glück nicht überstrapazieren. Stattdessen ging sie auf die andere Seite des Turms. Von dort konnte sie bis zur nächsten Ortschaft sehen und auch erkennen, wenn sich jemand dem Kloster näherte oder von dort aufbrach. Ihre Hände zitterten. Nur mühsam gelang es ihr, das Handy aus der Hosentasche zu ziehen und die Nummer der Polizei zu wählen.

»Im Johanneskloster ist ein Mord passiert«, sagte sie. »Es gibt mehrere Tote. Die Bewaffneten sind noch im Gebäude.«

»Wer spricht denn da? Wie ist Ihr Name?«

»Das tut nichts zur Sache.« Bevor die Mörder nicht gefasst waren, durfte sie sich nicht aus ihrer Deckung

begeben. Noch konnte etwas schiefgehen, noch konnte sich das Schicksal gegen sie wenden. Ihre Prepaid-SIM-Karte brachte keinen Hinweis auf sie als Anruferin. »Kommen Sie zum Johanneskloster. Schnell! Bitte!« Riccarda drückte das Gespräch weg, ohne auf eine Antwort zu warten, und schaltete das Gerät aus.

Motorengeräusche, die immer lauter wurden, ließen sie innehalten. Stimmen auf dem Hof redeten durcheinander, das Haupttor wurde geöffnet, es bewegte sich quiet-schend und rasselnd. Ein weißer Kastenwagen näherte sich, seine Lichter zuckten über das Gebäude und strahlten für einen Sekundenbruchteil über Riccardas Gesicht. Die Helligkeit ließ sie zusammenzucken, doch niemand schien sie gesehen zu haben, denn die Männer fuhr unbeeinträchtigt in ihrem Tun fort: Die Befehle klangen wie Hundegebell. Riccarda zählte neun Männer in Mönchskleidung, die ausstiegen. Die Bewaffneten aus dem Speisesaal drängten sich ins Innere des Wagens.

»Ihr wisst, was zu tun ist«, brüllte der Fahrer. »Ihr könnt tun und lassen, was ihr wollt, solange ihr euch im Gebäude aufhaltet und dabei ruhig bleibt. Keine Party. Keine Besucher hereinlassen. Ein Schild an den Eingang kleben, dass die üblichen Führungen abgesagt sind.«

Die Männer in Mönchskleidung lachten.

»Keine Frauen, keine Orgien. Einen Monat bleibt ihr mindestens, bis die Sache abgewickelt ist. Wenn Besucher kommen, wisst ihr, was von euch erwartet wird. Ansonsten könnt ihr hier – wie gesagt – tun und lassen, was ihr wollt. Das ist eine Kleinigkeit.«

Hinter dem Hügel zwischen den Bäumen, ganz in der Ferne, blitzten Scheinwerfer von zwei Wagen auf. Bald sah

Riccarda unverkennbar das Blaulicht, das durch den Nebel matt und geisterhaft wirkte. Sie kamen! Die Erleichterung war wie ein Prickeln, von den Zehen bis zu den Haarwurzeln spürbar.

Mit einem Knall wurde die Tür des Transporters zugezogen, dann setzte sich der Wagen langsam in Bewegung, hinter dem Tor beschleunigte er. Obwohl sie mit dem Geräusch gerechnet hatte, fuhr Riccarda beim Scheppern der Ketten zusammen, das mit dem Schließen des Tores einherging. Bald waren die Rücklichter des Transporters zwischen den Bäumen verschwunden. Der Wald schluckte wenig später auch die Helligkeit der Vorderlichter. Lachend gingen die verbliebenen Männer auf das Gebäude zu. In ihren Kutten sahen sie vor der Helligkeit des Eingangs gespensterhaft unwirklich aus.

»Sollen wir wirklich die ganze Zeit die Kostüme anbehalten? Und nachts? Gibt es da Nachthemden? Am besten noch mit Rüschen?«

»Mann, bist du blöd. Kein Wunder, dass es bei dir mit einem festen Engagement beim Theater oder Fernsehen nicht klappt. Von großen Rollen mal ganz abgesehen.«

»Heb den Rock, Lady.«

»Hör auf, ey.«

»Was ich nur nicht verstehe: Warum haben sie uns genommen?«

»Weil wir schweigen können.«

»Es gibt viele großartige Schauspieler auf der Welt, die besser geschult und ausgebildet sind als wir, aber Mönche zu spielen, würde nicht zu ihnen passen – wer von euch kennt das Zitat?«

»Du bist nicht Clint Eastwood und ich nicht Dirty Harry. Pst. Haltet mal die Klappe. Da kommt wer.«

Nur wenige Minuten später hielten zwei Streifenwagen vor dem Tor. Riccarda konnte das Geschehen von ihrem Standpunkt aus perfekt beobachten, während keiner der Männer etwas zu ahnen schien. Sie plauderten weiter, selbst noch, als vor den Mauern die Türen der Streifenwagen zugeschlagen wurden.

»Aufmachen! Polizei!« Es polterte am Tor.

Die falschen Mönche hielten inne. Das, was Riccarda beobachtete, war wie ein Standbild eingefroren. Nun war es vollkommen ruhig, nicht einmal der Wind war zu hören – als würde die Natur mit ihr die Luft anhalten.

»Polizei! Machen Sie auf!«

Mit einer Handbewegung dirigierte einer der Männer seine Kumpane ins Innere des Gebäudes, er selbst wandte sich zum Tor.

»Komme ja schon. Komme ja schon. Immer mit der Ruhe. Ein alter Mönch ist kein D-Zug.« Er sagte es mit einer solch übertriebenen Sprechweise, als stünde er auf einer schlechten Bühne. Kettenrasseln und Quietschen begleiteten wieder das Öffnen des Tores.

»Wir haben eine Meldung bekommen ...«, begann einer der vier Beamten. Was anschließend gesprochen wurde, konnte Riccarda nicht mehr verstehen, weil ein Flugzeug über sie hinwegdröhnte. Es schien ihr wie eine Ewigkeit, bis wieder Ruhe über ihr einkehrte und sie das Gespräch weiterverfolgen konnte. Nach und nach kamen die anderen Mönchsdarsteller aus dem Gebäude und blieben an der Eingangstür stehen.

»Ein Mord? Das hätte ich wohl mitbekommen

müssen, auch meine – äh – Mitbrüder. Wir sind gerade beim Essen. Möchten Sie hereinkommen? Bruder Markus, Bruder Matthäus, Lukas und Johannes, kommt doch bitte raus. Hier soll es einen Mord gegeben haben.«

Riccarda schüttelte den Kopf über so viel Dreistigkeit. Sie hatten sich anscheinend nicht einmal Namen zurechtgelegt, stattdessen zählten sie einfach die vier Apostel auf!

»Kommen Sie doch rein. Sehen Sie sich um.« Verunsicherung klang in seiner Stimme mit. »Und wenn Sie sich überzeugt haben, laden wir Sie zum ...«

Funkgeräte knisterten, dann donnerte wieder ein Flugzeug heran. Dass sich das Kloster auch gerade in der Flugschneise befinden musste! Sie beobachtete, wie zwei Polizisten auf das Gebäude zugen und kurz darauf wieder herauskamen, noch bevor das Flugzeug verschwunden war.

»Dann nichts für ungut, es muss sich wohl um einen Scherz gehandelt haben«, sagte einer der Beamten.

Riccarda glaubte, sich verhört zu haben, doch das, was sie sah, bestätigte ihre schlimmsten Befürchtungen: Die Polizisten kehrten zu ihren Wagen zurück, stiegen ein und fuhren gemächlich ab. Für ein paar Sekunden herrschte absolute Ruhe.

»Wer hat die Polizei gerufen?«

»Ich nicht.«

»Ich auch nicht.«

»Natürlich keiner von uns, du Trottel.«

»Lebt etwa einer von denen noch?«

»Denkbar. Oder ...«

Riccarda kniff die Augen zusammen. Immer, wenn sie dachte, es könnte nicht schlimmer kommen, geschah

etwas, das alles sprengte, was sie für möglich gehalten hatte. Sie wünschte sich, die Zeit zurückdrehen zu können. Sie hätte gar nicht herkommen sollen. Warum hatte sie Sofie nicht einfach genommen und war abgetaucht? Warum gab es dieses sinnlose Verlangen nach Gerechtigkeit in ihr? Diese Illusion, sie könnte helfen, dass alles gut würde? Warum konnte sie sich nicht damit zufriedengeben, ihre eigene Ruhe und ihr Auskommen zu haben? Riccarda verfluchte sich selbst. Sie hatte noch nie den Mund halten können. Und das wurde ihr nun schon wieder zum Verhängnis.

»Es muss noch jemand im Gebäude sein. Jemand, der lebt, der fit genug ist, die Polizei zu rufen. Einer von den Toten muss wohl wieder auferstanden sein oder ... Wenn ihr mir denjenigen nicht in fünf Minuten bringt, ist hier was los! Ich lasse mir doch den besten Deal seit Jahren nicht kaputtmachen!«

ÜBER DIE AUTORIN

Mit ihrem Wunsch, Schriftstellerin zu werden, schaffte es Leonie Haubrich immer wieder, sich das Leben selbst schwer zu machen. Warum nicht einfach nach dem abgeschlossenen Studium (Musikwissenschaft, Germanistik und Schulmusik) etwas »Vernünftiges« arbeiten? Doch das Leben ist nicht dafür da, um das zu tun, was alle tun. Man kann die Sterne nicht vom Himmel holen. Aber wenn Leonie Haubrich einmal alt ist und über das Meer blickt, möchte sie sich sagen können, dass sie es wenigstens versucht hat.

Doch bei einem Versuch ist es nicht geblieben. Jahrelang war Leonie Haubrich als Journalistin für Frauenzeitschriften tätig. Sie veröffentlicht seit 1999 als Verlagsautorin, seit 2012 auch als Selfpublisherin. Mit ihrem Mann, drei Kindern, vier Katzen und Hund lebt sie in Wiesbaden.

Zur besseren Einordnung der Werke erscheinen die Psychothriller unter dem Pseudonym Leonie Haubrich, die anderen Romane unter dem Realnamen Heike Fröhling.

Mehr über die Autorin:

www.auf-lose-blaetter.de

info@heikefroehling.de

